

Die wiedergefundene Heimat

Autor(en): **Schuk, Pankraz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1929-1930)**

Heft 1

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662664>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wie ist es schauerlich im weiten,
Versteinten, öden Palmenwald,
Wo die Gedanken niedergleiten
Wie Anakonden¹ schwer und kalt;
Und blutig sich der Schatten hebt
Am blutigen Märtyrer der Scheibe²,
Wie neben dem gebannten Leibe
Die Seele schwebt.³

Der Ampel Schein verlosch, im Schiffe
Schläft halbgeschlossen Blum und Kraut;
Wie nachtgespülte Uferriffe
Die Streben lehnen, tiefergraut;
Anschwellend zum Altare dort,
Dann aufwärts dehnend, lang gezogen,
Schlingen die Häupter sie zu Bogen
Und schlummern fort.

Und immer schwerer will es rinnen
Von Quader, Säulenknau und Schaft,
Und in dem Strahle will's gewinnen
Ein dunstig Leben geisterhaft:
Da, horch! es dröhnt im Turme — ha!
Die Glocke summt — da leise säuselt
Der Dunst, er zuckelt, wimmelt, kräuselt —
Nun steht es da! —

Ein Nebelmäntlein umgeschlagen,
Ein graues Käppchen, grau Gewand,
Am grauen Halse grauer Kragen,
Das Richtmaß in der Ufchenhand.
Durch seine Glieder zitternd geht
Der Strahl wie in verhaltner Trauer,
Doch an dem Estrich, an der Mauer
Kein Schatten steht.

¹ Riesenschlangen; ² dem Bilde des Märtyrers in dem bunten Fenster; ³ nach der Zaubersage; ⁴ Dem jetzt verschwundenen, so lange Jahre hindurch als Wahrzeichen Kölns geltenden Kran, der

Es wiegt das Haupt nach allen Seiten,
Unhörbar schwebt es durch den Raum,
Nun steh es um die Säulen gleiten,
Nun fährt es an der Orgel Saum;
Und allerorten legt es an
Sein Richtmaß, webert auf und nieder,
Und leise zuckt das Spiel der Glieder,
Wie Rauch im Lann.

War das der Nacht gewaltiger Odem? —
Ein weit zerflossener Seufzerhall,
Ein Zitterlaut, ein Grabesbrodem
Durchquillt die öden Räume all:
Und an der Pforte himmelan
Das Männlein ringt die Hand, die fahle,
Dann gleitet's aufwärts am Portale —
Es steht am Kran⁴.

Und über die entschlafnen Wellen
Die Hand es mit dem Richtmaß streckt;
Ihr Schlangenleib beginnt zu schwellen,
Sie brodeln auf, wie halb geweckt,
Als drüber nun die Stimme dröhnt,
Ein dumpf verhallend, fern Getöse,
Wie träumend sich im Wolkenstoße
Der Donner dehnt.

„Ich habe diesen Bau gestellt,
Ich bin der Geist vergangner Jahre!
Weh! dieses dumpfe Schlummerfeld
Ist schlimmer viel als Totenbahre!
Oh wann, wann steigt die Stunde auf,
Wo ich soll lang Begrabnes schauen?
Mein starker Strom, ihr meine Gauen,
Wann wacht ihr auf?“ Droste-Hülshoff.

alten Hebemaschine auf dem einen der beiden unvollendeten Westtürme des Domes. Kran volkstümlich für Kranich.

Die wiedergefundene Heimat.

Von Pantraz Schuf.

In jenen Tagen, als hierzulande der große Abbau in den Amtskanzleien anhub, wurde dem Rechnungsrat Wendelin Scholl seine Weste zum Drakel.

Am Morgens stellte er an dieses Kleidungsstück, beziehungsweise an die Reihe Knöpfe, die es zusammenhielten, die für ihn immerhin bedeutungsvolle Frage: werde ich abgebaut? — werde ich nicht abgebaut? und siehe: das

Knopforakel verneinte sie jedesmal, was dem Herrn Rechnungsrat eine gewisse innere Beruhigung gab.

Aber auch ein Drakel kann irren, vorweg ein aus Westknöpfen bestehendes, denn als eines Tages Herr Wendelin Scholl in seine Amtskanzlei kam und an seinem Arbeitstisch Platz nahm, fand er dort ein Schreiben vor, das ihm, als er es eröffnete, die Nachricht vermittelte:

am ersten Tage des nächsten Monats werde ihm kein aktiver, sondern sein Ruhegehalt angewiesen und es stehe ihm frei, die zwei Wochen, die bis dahin noch wären, seiner Tätigkeit als Rechnungsbeamter weiter nachzugehen oder auch nicht.

Abgebaut! In den Ruhestand versetzt! Also doch, trotz der täglichen gegenteiligen Versicherung der Knöpfe an seiner Weste.

Wer aber vermeint hätte, daß diese Nachricht den Herrn Wendelin Scholl gar sonderlich aufregen würde, der hätte sich wirklich und wahrhaftig getäuscht. Einen Ruck gab es ihm wohl, aber nicht mehr, dann faltete er das Schriftstück langsam und bedächtig zusammen und schob es in seine innere Rocktasche. Und er griff nach Stock und Hut und verließ die Amtsstube, in der er jahrzehntelang hinter Zahlen und Aktenbündeln gefesselt war, ohne sich auch nur einmal umzuschauen und ihr einen letzten Blick zu schenken.

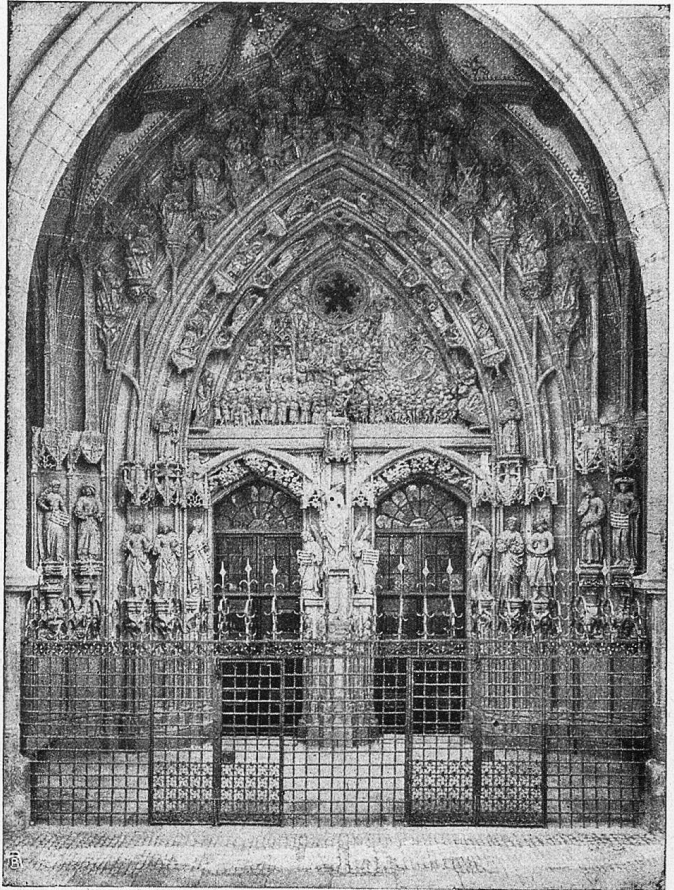
Die Leute in seinem Wohnhause und auch in dessen Umgebung machten verwunderte Gesichter, als sie den stets pünktlichen Beamten so zu ungewöhnlicher Stunde nach Hause kommen sahen, denn sie waren von ihm gewöhnt, daß er fünfzehn Minuten vor acht Uhr morgens das Haus verließ und ebenso viele Minuten nach vier Uhr nachmittags die Stufen zu seiner Wohnung wieder emporstieg. Und nicht minder erstaunt tat auch die Frau, bei der er ein Zimmerchen in Untermiete hatte, über sein ganz unvorhergesehenes Nachhausekommen und konnte kaum die Antwort auf ihre ebenso teilnahmsvolle, wie neugierige Frage erwarten:

„Ja, Herr Rechnungsrat, was ist denn los?“

Auch der Starmatz, das einzige Lebewesen, an das der Rechnungsrat Wendelin Scholl sein ganzes Herz gehängt hatte, sah ihn mit seinen perl-schwarzen Augen höchst verwundert an, just, als ob auch er ihn nach dem Grunde seiner so frühen Heimkunft fragen wollte, als er schon vor dem Bauer stand, noch in Überrock und den Hut auf dem Kopfe, und auf ihn einsprach:

„Gelt, Peter, das hättest du dir nicht gedacht, daß ich heute als pensionierter Beamter in diese Wohnung zurückkehren werde. Ja, ja, Peter, wenn du dein Kopferl noch so hin und her heutest, es ist wirklich wahr, daß dein Herrl ein Pensionist geworden ist und . . . und . . .“

Er schluckte und drückte etwas die Kehle hin-



Hauptportal des Münsters in Bern.

ab. Als er aber eine Weile später den Überrock abtat und den Hut vom Kopfe nahm, da war es ihm, als ob er damit auch etwas weggegeben hätte, mit dem er jahrzehntelang verbunden gewesen, kam er sich vor wie eine Schlange, die ihre alte Haut an irgend einem Baum oder Stein abgestreift und sich nun frisch und verjüngt in der neuen Gewandung durch Moos und Gelaube schlänglet.

In den ersten Wochen seines Ruhestandes erging es dem Herrn Rechnungsrat Wendelin Scholl mit seiner Zeit und Freiheit gerade so wie jenem, der vor lauter Bäumen den Wald nicht sah, und erst allmählich fügte er sich in die neue Ordnung und Einteilung seines Lebens. Hatte es zu Anfang öfter als einmal geschehen können, daß er nach alter Gewohnheit fünfzehn Minuten vor acht Uhr morgens seine Wohnung verlassen wollte, um sich in seine Amtsstube zu begeben, so zeigte er gar bald ein Verständnis für die neuen Seiten, die das Schicksal mit seiner Versetzung in den Ruhestand in seinem Lebensbuche aufgeschlagen hatte, und fand, daß der Ruhestand von allen Ständen eigentlich der behaglichste und schönste sei.

Was gab ihm in diesen Tagen, da ihm des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr nicht mehr schlug, nicht alles die Stadt, die ihn seit dreißig Jahren in ihrer Haft hielt, und wie viele Wunder schenkte ihm erst ihre Umgebung! Und wer weiß, ob der Herr Rechnungsrat Wendelin Scholl dieser Stadt nicht sein ganzes Herz geschenkt hätte, wenn nicht eines Tages ein Ereignis in sein Leben getreten wäre, das alle seine Vorhaben und Vorsätze gründlich über den Haufen warf und seinem Dasein eine neue Wendung gab.

Überraschte ihn eines Tages der Briefbote mit einem Schreiben des Notars von Haindorf, einem Städtel weit draußen im Hügellande, das ihm, als er es enthüllte, die Kunde brachte: der gewesene bürgerliche Bäckermeister Lukas Scholl sei vor zwei Wochen gestorben und habe in Ermanglung von Leibeserben und anderen Verwandten, ihm, Wendelin Scholl, als dem Sohne seines einzigen Bruders, all sein Hab und Gigen hinterlassen.

Über dieser Mitteilung tauchte bei Wendelin Scholl wie aus einer tiefen Versenkung auch das Städtchen auf, das seine Heimat war, und in das er seit Jahren kaum in Gedanken und schon gar nicht in höchst eigener Person einen Weg gefunden hatte.

Aber nicht nur das Städtel sahen seine Augen, sondern auch die Menschen, die in ihm durch ihr kleinbürgerliches Dasein gingen in jener Zeit, als es ihm selbst seine ganze Welt war. Und das Ende von dieser stillen Wanderung war, daß ihm eine tiefe Sehnsucht nach seiner Heimat das Herz aufrüttelte, und er beschloß, gleich am nächsten Tage dorthin zu fahren, um nicht nur der Einladung des Notars Folge zu leisten, sondern um sich vor allem in dem wieder einmal umzutun, was sein einst war.

Herrgott, du lieber, was war das für ein seliges Wandern der Heimat entgegen! Das Herz schlug ihm so jugendlich und erwartungsvoll wie einem Gymnasiasten, der zu seinem ersten Stellbuchein geht, als er das Stationsgebäude verließ und in die uralte Allee einbog, die in das Städtel leitete, und ein heißer Schimmer wob sich um seine Augen, als er von einer sanften Höhe mit den ersten Blicken das Bild umfaßte, das sich mit einemmale vor ihm aufgetan hatte: wie Rücken um eine Henne, so huschelten und kuschelten sich die alten Häuser um eine noch ältere Kirche mit steilem, weithin

leuchtenden Dache, im Hintergrund umrahmt von den grünen Kulissen der sich von allen Seiten herandrängenden Walbhügel.

Der Herr Rechnungsrat Wendelin Scholl gehörte nicht zu jenen Menschen, die ihr Herz von einer augenblicklichen Stimmung übermannen lassen, und sentimentale Anwandlungen hatte er in seinem auf Zahlen, Rechnungen und Aktenbündel eingestellten Leben nie kennen gelernt.

Als er aber über die alte Steinbrücke, die einen dünnen Wasserlauf übersetzte und in deren Mitte eine zermürbte, moosüberwucherte Statue des heiligen Johannes von Nepomuk stand, in das Städtel schritt, da war ihm so unnennbar im Gemüte geworden, daß er sich öfter als einmal mit dem Handrücken über die Augen wischen mußte, um das lästige Spinnengewebe zu verscheuchen, das sich, nach seiner Meinung, immer wieder darüber legte.

Als er dann durch das schmale Gäßchen mit dem Katzenkopfpflaster ging, das zum Stadtplatz führte, und eine Weile später auf diesem selbst stand, da war ihm vollends, als wäre er aus einem langen und seltsamen Traum zum Leben wieder erwacht und er wäre von dem allem, was sich seinen Blicken darbot, gar nicht dreißig Jahre fort gewesen: denn alles war noch so, wie es seine Kinderaugen einmal sahen, und fast schaute es aus, als ob die Zeit an diesem Städtel spurlos vorbeigegangen wäre.

Es waren dieselben alten Häuser mit den kühl-schattigen Laubengängen da, dieselben Geschäfte, die zu Einkäufen einluden, freilich blickte hin und wieder ein fremder Name vom Schild über der Eingangstür; dieselbe Kirche mit dem nadelschlanken Turm, von dem er schon in seinen Kindheitstagen vermeinte, er müsse jetzt und jetzt das Himmelsgewölbe durchstechen, haute sich in die Wolkenbläue und davor die hohe Säule, von der die Gottesmutter mit dem sternbestickten Mantel und das Jesulein im Arm milde und gütig die Vorübergehenden grüßte. Und hier die Schule, in die er einmal Tag für Tag seinen Ranzen trug: fast glaubte er beim Eingangstor unter dem Gelaube einer alten Linde die graue Gestalt seines ersten Lehrers wirklich und wahrhaftig zu sehen, so nah wurde ihm auf einmal die Erinnerung an diese Zeit und auch an jene, als er — geht dort nicht der Weg? — den Bücherpack unterm Arm nach dem Klosterghymnasium wanderte.

Wohin Herr Wendelin Scholl auch seine Blicke wenden mochte, grüßte ihn etwas Vertrautes,

kam ihm etwas Bekanntes entgegen, etwas Liebes, für das er in seinem Innern erst Platz schaffen mußte und das ihm zu sagen schien: du bist ja trotz allem und jedem ein Stückchen von uns geblieben und du gehörst wieder zu uns, wie wir ja wieder zu dir gehören.

Wahrhaftig, also raunten und flüsterten ihm die Heimatgeisterchen zu, die aus allen Winkeln des Städtels aufstanden und ihn umschwirrten, und sie rüttelten in ihm den Entschluß wach, die Stadt zu verlassen, in der er dreißig Jahre gelebt und gearbeitet, und einem schönen und gesegneten Lebensabend in seiner Heimat entgegenzugehen.

Am späten Nachmittag erst kam der Herr Rechnungsrat Wendelin Scholl zum Notar, um mit diesem auszumachen, was in seiner Erbschaftsangelegenheit auszumachen war.

Ein nettes Haus mit einem wohlgepflegten Garten, einige Grundstücke außerhalb des Städtels, aber wenig bares Geld wäre ihm nach Lukas Scholl zugefallen. Ob er das Haus kenne? Es sei stockhoch, habe einen ockergelben Anstrich, grüne Fensterläden und ob der Eingangstür stehe in einer Nische der heilige Florian. Das Haus sei vollständig eingerichtet, namentlich die drei Zimmer im Stockwerk hätten prachtvolles Mobiliar — Herr Lukas Scholl habe darauf viel Geld ausgegeben — und die werde er, der Herr Rechnungsrat, jedenfalls selbst bewohnen, wenn er die Absicht habe, sich hier ständig niederzulassen.

Wendelin Scholl mußte den Notar — er hieß Tobias Riesewetter — in seinem Reden unterbrechen, denn er erinnerte sich des Hauses wirklich nicht, von dem der andere sprach.

Da ließ es sich Herr Riesewetter nicht nehmen, den Herrn Rechnungsrat zu dem Hause zu führen und es von ihm in Augenschein nehmen zu lassen, und auf dem Wege dahin kamen sie im Gespräch so nahe zusammen, daß sie sich erinnerten: sie waren ja einmal Kameraden am Gymnasium, und an vielen Spitzbübereien in jener Zeit hätten sie einen gemeinsamen Anteil gehabt.

Dieses Wiedersehen erfüllte die beiden nicht



Das Chor und das Mittelschiff des Münsters in Bern.

nur mit einer ehrlichen Freude, sondern erweckte in ihnen auch den Wunsch, ihre Freundschaft zu erneuern. Und so hatte Herr Wendelin Scholl nichts dagegen, daß ihn der Notar Riesewetter zum Abendessen im „Schwarzen Adler“ am Stadtplatz einlud, obwohl er sich vorgenommen hatte, noch mit dem Abendzug das Städtel wieder zu verlassen.

Er hatte dies nicht zu bereuen. Denn als er um Mitternacht die knarrenden Stufen zu seiner Schlafstube emporstieg, war aus dem einen Freunde, den er im Notar heute gewonnen hatte, ein halbes Duzend geworden, von dem jeder einzelne, wie sich herausstellte, in seinen Kindheitstagen in irgend einer Beziehung zu ihm gestanden war.

*

Acht Tage später bezog der Herr Rechnungsrat Wendelin Scholl das ockergelbe Haus in Haindorf. Er war sich erst bei diesem Umzug so recht bewußt geworden, daß er bisher außer

einem klingenden Titel recht wenig an Eigentum befehen hatte: in einem Handkoffer trug er mit sich, was er zur Bedeckung seiner Blöße brauchte, und im Bauer seinen Starmatz. Das war alles, was er nach Haindorf mitbrachte.

So war dem Herrn Rechnungsrat a. D. das verschollene Städtel weit draußen im Hügellande zum zweiten Male eine Heimat geworden, in die er sich, obwohl sein bisheriges Leben in der Hauptstadt auf ganz andere Reize eingestellt war, überraschend schnell einfügte: denn schon nach wenigen Wochen vermeinte er, er wäre zeit lebens aus diesen Mauern gar nicht herausgekommen und hätte auch gar nicht einen großen Teil seines Lebens anderwärts verbracht.

Eine stille Freude an seinem immerhin ansehnlichen Besitz segnete die sich leise neigende Kurve seines Daseins, Frau Sorge klopfte an seine Tür nicht an, und Langeweile, vor der er sich einmal so sehr gefürchtet hatte, wenn er im Ruhestand wäre, kannte er nicht.

Aber das Leben gibt nicht, ohne daß es auch nimmt, des Daseins ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu teil, wie ein deutscher Dichter so schön sagt, und so war auch bei Herrn Wendelin Scholl etwas, das einen grauen Schatten auf seinen Weg warf, und dieser Schatten hieß Einsamkeit.

In der großen Stadt und von ihrem laut pochenden Pulsschlag mitgerissen, jahrein und jahraus in der Tretmühle seines Berufes stehend, war er sich einer Leere in seinem Herzen gar nie bewußt geworden, hatte er gar kein Bedürfnis gehabt, eine Ergänzung seiner Person durch den harmonischen Zusammenschluß mit einer andern zu suchen, und fast hatte es den Anschein, als ob irgendeine Begebenheit in seinem Leben diesen unnatürlichen Zustand in ihm hervorgerufen habe.

In der Tat, es gab etwas, das seiner Seele einmal eine so tiefe Wunde schlug, daß sie krank daran wurde, und an dieses Etwas erinnerte sich der Herr Rechnungsrat Wendelin Scholl in diesen trüben Herbsttagen immer wieder, die mit ihren Rebellen das Städtel in graue Hüllen spannten, und mit ihrer Müde, die sie allum legten, auch ihn müde und gar so einsam machten.

Was in seinem Leben war, das ihn abseits gehen ließ, war ihm so recht in den Sinn gekommen, als er an einem wunderklaren Spätsommertage in das weißstämmige Birkenwäldchen hinauswanderte, das einen Büchschuß

weit von der Stadt ein verträumtes Dasein führte: in diesem Wäldchen hatte der Student Wendelin Scholl seinen ersten Liebestraum geträumt und an der Seite von Elisabeth Pohl, dem Kaufmannstochterlein, seines Lebens glücklichste Stunden verbracht. Was hatte ihm dieses Wäldchen nicht alles erzählt während der zwei Stunden, die er an jenem Tage in ihm geweilt, ja, was wurde nicht alles gegenwärtig und nahe in ihm, so vieles, von dem er glaubte, daß es auf dem Grunde seiner Seele tief schlafte, als er unter dem leise rauschenden Geblätter dahinging.

Da hatte es ihn gepackt und gezwungen, und jäh war ihm, als hielte er ein jauchzendes Glück — wie einst — in seinen Armen, bis ihn ein häßliches Lachen von irgendwo aus allem Himmelnahen wieder riß. Gerade wie damals, als er Elisabeths Brief in seiner Hand hielt, die ihm sein junges Glück in tausend Scherben schlug.

Am einem Frühlingstag wars, und Wendelin Scholl sollte gerade ins Examen steigen. Er kam nicht dazu, denn seitdem Elisabeth Pohl, wie er meinte, ihr Herz einem andern zu eigen gegeben, hatte er alle Lust und Freude an seinem Studium verloren. Und er tat, was alle andern einmal getan, die dasselbe Schicksal gezüchtigt und die halbwegs vom Ziele liegen geblieben waren: er suchte und fand ein Unterkommen im Staatsdienst, und Bahlen und Aktenbündel begleiteten ihn fürder durch sein Leben.

Wendelin Scholl forschte nie darnach, was Elisabeth Pohl bewogen hatte, eine Sonne auf seinem Lebensweg auszulöschen. Still und einsichtig ging er durch sein Leben, sah an allen Frauen vorbei und wandte in den letzten Jahren sein Herz — einem Starmatz zu. Und vergaß darüber die Heimat und die Wunde, die ihm dort geschlagen wurde; es war dem langsam Altern den nie in den Sinn gekommen, nach jenem Wesen zu forschen, das ihn einmal reich beglückt, auch dann nicht, als ihn das Städtel wieder aufnahm, in dem sein Jugendtraum begraben lag.

Allmählich verblaßte die Stunde, die eine wehmütige Erinnerung in ihm wachgeweckt hatte, und er versenkte in die Tiefe seiner Seele auch all die Bilder wieder, die einmal ein Gang durch das Birkenwäldchen außerhalb der Stadt vor ihm erstehen ließ, denn es hatte ja, nach seiner Meinung, keinen Zweck und Sinn, Vergangenen nachzuträumen.

Aber alle Vornahmen des Herrn Wendelin Scholl zerschellten jäh, und was er mühsam in sich aufgebaut, zerflirrte und sank zusammen wie ein Spielfartengebilde, das ein Luftzug berührt, als er an einem Frühlingstage die Wahrnehmung machte, daß in dem Hause ihm gegenüber ein weibliches Wesen wohnte, in dem er Elisabeth Pohl erkennen wollte. Er konnte sich wahrhaftig nicht erinnern, daß die ganzen Monate her, die er in dem Städtel schon verweilte, jemals ein Lebewesen aus einem Fenster des Hauses ihm gegenüber geschaut hätte, und nun diese Entdeckung! . . . Elisabeth Pohl sollte ihm gegenüber wohnen . . . dieselbe Elisabeth Pohl, die . . . nein, nein, das konnte doch nicht recht möglich sein.

Und es war doch Elisabeth Pohl. Notar Riese-wetter hatte ihm diese Tatsache bestätigt, als er am selben Tag zu einem Abendschoppen im „Schwarzen Adler“ mit ihm zusammenkam und ihm noch vieles andere erzählte, was ihm bisher nicht bekannt war: daß Elisabeth Pohl nie verheiratet war, sondern eine alte Jungfer sei, wie er ein alter Junggeselle, daß das Haus ihm gegenüber ihr gehöre und daß es ganz gut möglich sei, daß er sie während seines Hierverweilens noch nicht gesehen habe, weil sie den größten Teil des Jahres bei dieser oder jener verheirateten Schwester verbringe und immer nur zu einem kurzen Aufenthalt nach Haindorf komme.

Diese Mitteilungen des Notars wirbelten in Wendelin Scholl etwas auf, wofür er vorderhand noch keinen Namen wußte. Aber von all dem, was er erfahren hatte, rührte nichts mehr mit einer so seltsamen Bewegtheit an seinem Herzen, wie: Elisabeth Pohl ist gleich ihm unvermählt geblieben. Diese Feststellung begleitete ihn nach Hause, und darum rankte er in der nächsten Zeit sein ganzes Sinnen. Und da konnte es geschehen, daß sich ein Wunsch wie ein linder Frühlingshauch in seine Seele schlich, ihn öfter am Tage zum Fenster führte und nach dem Fenster blicken und ihm zur Gewißheit werden ließ, daß die Zeit, die über seinen Liebestraum gegangen war, nicht vermocht hatte, in ihm auszutilgen, was er einst für Elisabeth Pohl gefühlt.

Und in diesen wunderklaren Tagen, da der Frühling das Städtchen mit seinen Schönheiten wieder segnete, nahm er sich öfter als einmal vor, um die einstmalige Geliebte neuerdings zu werben. Aber ein Fünzigjähriger ist kein

Zwanzigjähriger, und wie bedächtig ihm das Leben jetzt ging, so langsam war auch sein Sinnen und Denken geworden. Doch wozu hatte er sich einmal ein Orakel an seiner Weste zu recht gelegt? Wenn es auch sein Vertrauen einmal schmählich betrogen hatte, so kehrte er doch wieder zu ihm zurück und stellte an es die Frage: soll ich oder soll ich nicht? Soll ich oder soll ich nicht noch einmal um das Herz Elisabeth Pohls werben?

Also fragte von nun an Wendelin Scholl alle Tage die Knöpfe an seiner Weste, und obwohl diese seine Frage bejahten, so fand er doch nicht den Mut zu einer nochmaligen Annäherung.

Da ereignete sich eines Tages etwas, was seinen stillen Wunsch mit einem kräftigen Kuck nach vorwärts brachte, und das trug sich also zu:

Standen die Fenster der Wendelin Scholl'schen Wohnung weit offen, um den Frühling in die Stuben einzulassen, und vergaß der Herr Rechnungsrat a. D. das Bauer zu verschließen, in dem sein Starmatz saß und sehnsuchtsvoll dem Frühling in das blühende Gesicht sah.

Da, auf einmal schwirrte etwas durch die Stube und huschte zum Fenster hinaus, und ehe der Herr Rechnungsrat recht wußte, welch ein Spuk hier sein Anwesen treibe, saß sein Peterchen auf dem Sims eines offenen Fensters des gegenüberliegenden Hauses und lugte einmal in die dortige Stube, dann wieder in jene, in der er schon so lange gefangen saß, und ploderte sich auf und tat mit seinem Köpfchen aufgeregt, als ob er seinem Herrn den wohlmeinenden Rat geben wollte: mach mir's nach! . . . mach mir's nach!

Wer weiß, ob Herr Wendelin Scholl der Einladung seines Peterchens Folge geleistet hätte, wenn sich nicht augenblicks etwas Gräßliches begeben hätte: ein schwarzer Kater, der sich weiß Gott in welchem Hinterhalte versteckt hielt, tauchte plötzlich zwischen den Gardinen auf, und ehe der Herr Rechnungsrat sein Peterchen durch irgendeinen Zuruf warnen konnte, hielt ihn das Katzentier schon in seinen Krallen und biß ihm sein Lebenslichtlein aus.

Der Tod des Vogels, dem der Rechnungsrat in den letzten Jahren seine ganze Liebe geschenkt hatte, bewirkte, daß er wenige Minuten später in das Haus über die Gasse eilte, und nach einer weiteren ganz kurzen Zeitspanne im schönen Zimmer des Fräuleins Elisabeth Pohl und ihr

gegenüber saß. Er kam nicht dazu, wie er sich vorgenommen, gegen die Niedertracht und Heimtücke des Katzenviehs, das ohne Zweifel Fräulein Pohl gehörte, Beschwerde zu führen: die ungemeine Behaglichkeit und Wärme des Gemaches, in dem er jetzt saß, wie nicht minder die helle Freude, die in den Augen des Fräuleins stand, ließen ihn ganz und gar vergessen, weshalb er seinen Fuß über die Schwelle dieser Wohnung gesetzt hatte.

Sie sprach mit ihm, als wären nicht drei Jahrzehnte zwischen heute und einst gelegen, ja selbst das Dumwort fand sie sofort wieder, das sie sich gegeben, als ihre Herzen ganz nahe gekommen waren. Sie tat gar nicht erstaunt, als er zu ihr in die Stube trat, fast hatte es den Anschein, als ob sie darauf schon weiß Gott wie lange gewartet habe.

Und darüber fiel von Herrn Wendelin Scholl alle Aufgeregtheit, die Peterchens jäher Tod über ihn gebracht, und alle Schüchternheit versank, zu deren Bekämpfung er in der letzten Zeit das Orakel an seiner Weste so oft in Anspruch genommen hatte; er hielt es für ganz selbstverständlich, daß er heute bei Elisabeth Pohl auf dem Kanapee saß und eine Schale Kaffee mit ihr trank und ein Stück Kuchen dazu aß.

Und dann waren sie wieder auseinander gegangen.

Und es kam, wie es ihr beider Wunsch war: es gab jetzt keinen Tag, an dem sie nicht bei-

sammen gewesen wären, sei es in ihrem Daheim, sei es auf stillen Wegen in dieser prangenden Maienzeit in der Umgebung des Städtels. Und längst schon mußte auch Herr Wendelin, daß jenes Briefchen, das sie einmal auseinander gebracht hatte, von einer veranlaßt worden war, die Elisabeth ihr Herzensglück gneidet, und daß Elisabeth darum nicht weniger gelitten hat wie er selbst.

So wuchsen ihre Herzen wieder zusammen, und eines Nachmittags, als sie in dem Birkenwäldchen außerhalb der Stadt auf einer Bank saßen, wie einmal der Zwanzigjährige mit dem blondzopfigen Maiblein im kurzen Röckchen und den blitzenden Lackstiefelchen, fragte Herr Wendelin Scholl, ob Elisabeth Pohl als seine liebe Frau in sein Haus kommen wolle.

Sie nickte nur und tat wie damals, als ihr der blutjunge Student das Geständnis seiner Liebe machte: ein helles Rot stieg in ihre Wangen, und ihre Blicke senkten sich. Da legte er seinen Arm um ihren Nacken, zog ihr Haupt, um das schon ein silbergrauer Hauch woh, an seine Brust, und seine Lippen berührten ihre Stirn.

Und als Herr Wendelin Scholl im sinkenden Abend Arm in Arm mit seiner Braut wieder dem Städtchen zuing, da war ihm, als ob er jetzt erst seine Heimat ganz gefunden habe. Und es war ihm glücklich und feierlich im Herzen.

Oh, rede nicht!

Oh, rede nicht!

Im Schweigen reifen meisterlich die Laten.

Glaub' nicht, Du könntst mit Worten eifrig

[Dich beraten, —

Das muß gebreitet werden tief in Schweigens

[Schoß,

Muß ruhen lang und alsdann wachsen groß

Aus Dunkelheit ans Licht,

So wie aus kleinem Samen eine helle Blume bricht.

Oh, rede nicht!

Siß lieber schweigend unter einem alten Baum,

Blick still hinein in Deiner Seele tiefsten Traum

Und schau, wie Kinderhändchen voll Verlangen

Nach Deinen beiden, warmen Händen langen.

Du, reiche Deine mütterlichen Hände leis den

[kleinen zarten

Und bleibe ganz versenkt ins große Warten!

Oh, rede nicht!

Im Schweigen naht die starke Stunde,

Da vom All-Eins erschütternd Dir wird Kunde.

Du stehst, durchdrungen von des Lichtes Strahl,

Der Dich heraushebt aus des Tages kleiner Qual.

Du wirfst, getragen von des Schweigens Seligkeit,

Durch stilles Warten erst fürs große Wort bereit.

Luise Gysler.